

XL-Leseprobe

Die Chroniken von Mytlaghyr Hexenjagd

Fantasy

© Calvin Cozym, Hybrid Verlag

Der Tod ist der größte Magier von allen!
Er findet jedes Geschöpf,
egal wie gut es sich zu verstecken vermag.
Er gewinnt den Kampf gegen
den stärksten Krieger mit Leichtigkeit
Er erlöst die unheilbar Kranken
sogar von ihren übelsten Leiden.
Er vermag es wie kein anderer,
plötzlich und unerwartet zu erscheinen.
Er kündigt sich an, ohne ein Wort zu verlieren.
Er ist gerecht und ungerecht zur gleichen Zeit.
Er ängstigt und fasziniert in gleichen Teilen.
Er überdauert selbst die Unendlichkeit.
Er ist unsichtbar und doch allgegenwärtig.

(Auszug aus den Lehren des Deadaed)

Kein einziger Laut

Ferodil

Aus seinem Versteck heraus beobachtete er sie. Die Sonne ging gerade auf und die noch langen Schatten machten es ihm leicht, sich zu verbergen. Seine Augen folgten dem hübschen Menschenkind, wie es mit der Hüfte schwingend vorbeischnitt. Es war ganz allein mit seinen zwei Eimern auf dem Weg zum Bach. Einem kleinen Rinnsal, welches ihr Dorf mit Wasser versorgte. Sie lief nur wenige Schritte entfernt an ihm vorbei, doch sie bemerkte ihn im Schatten der Bäume nicht.

Wie sollte sie auch? Er grinste selbstgefällig. Schließlich war er schon seit ewigen Zeiten ein Meister der Tarnung, ein Spion, und vor allem war er eines: ein Jäger.

Völlig ahnungslos tauchte sie den ersten Eimer ins kühle Nass, wie an jedem Morgen seit seiner Ankunft. Er beobachtete das Dorf schon einige Tage. Spähte sie seither jeden Tag aus. Der Ort wirkte im Vergleich zu anderen Dörfern in diesem Teil Odengards recht groß.

Ihre Pflicht erfüllend würde sie die Wassereimer ins Haus ihrer Ziehmutter bringen. Sie erschien pünktlich wie immer. Wirkte brav wie immer. Schwierigkeiten erwartete er mit ihr nicht.

Ihr Kleidersaum tauchte ins Wasser und verdunkelte den roten Stoff, als sie den Eimer ins Moos direkt am Ufer stellte, um nach dem zweiten zu greifen. Ihr Beobachter konnte trotz der Entfernung jede einzelne der Mücken erkennen, die ihr surrend um die Ohren schwirrten.

Sie schien nicht die leiseste Ahnung zu haben, in welcher Gefahr sie schwebte. Seelenruhig schöpfte sie das Wasser aus dem Bach. Doch ihr Leben, so kostbar es sein mochte, konnte schon im nächsten Moment ein jähes Ende finden.

Achtlos strich sie sich eine widerspenstige, braune Strähne hinter ihr Ohr. Dann griff sie mit jeder Hand einen Eimer und begab sich auf den Pfad, auf dem sie hergekommen war, um nach Hause zurückzukehren. Er sah ihr an, wie das Gewicht der Eimer an ihren Armen zog. Dennoch setzte sie, ohne ein Wort der Klage, einen Fuß vor den anderen.

Ein wahrlich fleißiges Mädchen bist du.

Sie schien dabei sogar die aufgehende Frühlingssonne zu genießen, soweit ihr das bei der schweren körperlichen Arbeit überhaupt möglich war. Zumindest trug sie ein Lächeln zur Schau und blinzelte dem hellen Schein entgegen.

Die Eimer wirst du leider nicht mehr nach Hause tragen, Menschentochter. Heute wirst du kein fleißiges und braves Mädchen sein.

Er träufelte etwas Flüssigkeit aus dem kleinen grünen Fläschchen in ein Tuch, stopfte den Korken wieder in die Öffnung und steckte das Gefäß zurück in seine Tasche. Ein Geräusch verursachten seine Bewegungen nicht.

Von seinem Versteck aus erschien ihm das Ufer zu weit entfernt und zu wenig bewachsen, um sich unbemerkt anzuschleichen.

Ferodil hielt sich bereit. Das Mädchen kam näher. Auch wenn er dies schon so oft getan hatte, ein gewisser Nervenkitzel blieb dennoch jedes Mal. Seine Muskeln spannten sich an unter seiner Haut. Bereit loszuschlagen, lauerte er gleich einem Raubtier auf den richtigen Moment.

Wenn sie auch nur einmal schreit, ist das gesamte Dorf binnen kürzester Zeit hier.

Angespannt blickte er in Richtung der Siedlung. Das kleine Tor in der Palisade schätzte er als etwa hundert Schritt entfernt ein. Weit genug für sein Vorhaben. Es durfte nichts schiefgehen, sonst waren all seine Bemühungen vergebens.

Doch das blieb nicht seine einzige Sorge. Vielmehr beunruhigte den Lauernden die Erde, deren leichte Erschütterung er spürte, seitdem die Kleine die Eimerhenkel wieder in den Händen hielt. Erschütterungen, die das junge Ding dort drüben scheinbar noch nicht einmal wahrnahm. So unbekümmert wie sie den Weg entlanglief. Denn noch handelte es sich nur um ein kaum spürbares Beben. Er ahnte, zu welchem bedrohlichen Donnern es schon bald heranwachsen würde. Den Grund der Erschütterung kannte der erfahrene Spion nur zu gut.

Galoppierende Pferdehufe, die sich dem noch nicht aus dem Schlaf erwachten Dorf näherten. Mindestens ein Dutzend Reiter. Sie näherten sich unaufhaltsam, setzten ihn unter Druck.

Die schwächliche Trägerin lief geradewegs an der alten Kastanie vorbei, deren knorrige Zweige fast den Boden berührten. Wasser schwappte aus den Eimern. Wieder bemerkte sie den Fremden hinter dem frischen Blättergrün nicht. Lautlos und geduckt wie eine Katze, die im nächsten Moment auf eine Maus springen wollte, schlich er aus seinem Versteck und betrat den schmalen Trampelpfad.

Ohne ein Wort der Warnung umklammerte er sie blitzschnell von hinten. Sein rechter Arm hielt ihren schmalen Oberkörper fest und die linke Hand drückte ihr das Tuch auf Mund und Nase.

Erschrocken ließ das Mädchen die hölzernen Eimer fallen. Auch ihr Angreifer bekam ein paar Spritzer Wasser auf seine Hose. Doch das störte ihn nicht. Zurück hielt es ihn erst recht nicht. Sein Opfer zappelte, wollte schreien und sich losreißen. Beides verhinderten sein fester Griff und die Umklammerung. Es lief immer gleich ab. Der Angreifer kannte das nun schon zur Genüge.

Er hauchte ihr ein »Schhhh ... kleines Menschenkind, wehre dich nicht. Alles wird gut« ins linke Ohr.

Natürlich wehrte sie sich noch einmal kräftig. Nichts Anderes erwartete er. Je mehr sie sich bemühte, desto mehr Luft drang in ihre Atemwege. Auf diesem Wege beschleunigte sich die Wirkung des Mittels. Vergeblich versuchte sie sich aus seinem Griff zu befreien.

»Du bist kräftiger, als du aussiehst, Mädchen. Das kommt wohl von der harten Arbeit. Aber loslassen kann ich dich leider nicht mehr.«

Die Kraft verließ ihren Körper. Schlussendlich sackte sie in sich zusammen. Die Augen geschlossen und völlig wehrlos. Bedenkenlos legte er seine Beute ab. Mitten auf dem Pfad. Das hohe Gras links und rechts des sich schlängelnden Trampelpfades machte sie unsichtbar. Dennoch durfte er nicht lange verweilen.

Er blickte in Richtung des Dorfes. Nichts außer dem Rauch aus den Schornsteinen der Behausungen war auf dem Weg zu ihnen. Der Beginn seiner Mission verlief nach Plan. Das Schicksal stand auf seiner Seite. Hastig stellte er die Eimer hinter das nächste Gebüsch und schulterte das Mädchen. Ihr Körper wog nicht allzu schwer.

Nur die frisch entstandene Pfütze blieb zurück.

Mit etwas Glück würde die Sonne den Boden trocknen lassen, bevor jemand die Kleine vermisste. Die Leute soll-

ten ohnehin bald größere Probleme bekommen als ein verschwundenes Mädchen.

Der in grün und braun Gewandete verließ den Pfad, ohne sich nochmals umzusehen. Sein Weg führte in Richtung Westen durch den dichten Wald. Ein nahezu unberührter Hain. Er mochte den Geruch dieses Forstes. Auch wenn die Luft hier etwas stickig war, erinnerte ihn der Duft entfernt an seine Heimat.

Der Mai brach gerade an. Alles stand in einem saftigen Grün. Fast jeder Busch entfaltete seine Blüten. Der blaue Himmel und die aufsteigende Sonne versprachen warmes Wetter. Ein schöner Tag, wenn auch nicht für alle Bewohner des Landes Odengard.

Doch das berührte den Fremden nicht. Ganz Odengard war dem Untergang geweiht und seine Bevölkerung schien es noch nicht mal zu wissen.

Unbeirrt strebte er seinem Ziel entgegen. Das zusätzliche Gewicht erschwerte es ihm, keine tiefen Fußabdrücke im weichen Waldboden zu hinterlassen. Machte ihn langsam. Kostete ihn wertvolle Zeit. Er drang tiefer ins Unterholz ein. Schnurstracks ging er weiter in Richtung seines Verstecks, ohne einen Schweißtropfen der Anstrengung zu verlieren.

Noch während er seine Beute durch den Wald trug, hörte er aus dem Dorf kommandes Geschrei.

Dort unten tobte ein ungleicher Kampf! Schwere Reiterei und gepanzerte Fußsoldaten gegen einfache Bauern und Handwerker ohne nennenswerte Waffen. Bei den meisten von ihnen handelte es sich um Frauen, alte Männer oder Kinder. Der Sieger stand für ihn von vornherein fest. Es stellte sich nur die Frage, wie viele Opfer es geben würde.

Davor hatte er das Mädchen zumindest bewahrt. Der Anflug eines Lächelns lag auf seinem Gesicht.

Die Sonne stand fast senkrecht am Himmel, als er sein Lager erreichte.

Er nickte Mira kurz zu. »Danke, dass du auf meine Sachen aufgepasst hast.« Wie immer sprach sie kein Wort.

Dieser Hügel bot eine exzellente Sicht auf das Geschehen. Die Entfernung zum Dorf, das Buschwerk und die Bäume schützten den Ort vor der Entdeckung. Ihr Lager befand sich auf halber Höhe des Hügel inmitten einer kleinen Lichtung. Ein idealer Aussichtspunkt. Es gab keinen besseren Fleck in dieser Gegend für sein Vorhaben.

Die Bewusstlose setzte er an eine kerzengerade alte Kiefer, legte ihre Hände an beiden Seiten des Stammes vorbei und fesselte sie sorgsam auf der Rückseite des Baumes.

Noch sorgsamer knebelte er ihren Mund. Denn kein Schrei von ihr durfte durch den Wald in Richtung der gepanzerten Soldaten dringen.

Er betrachtete das Mädchen, wie sie bewusstlos am Baum lehnte. Ihr Kopf hing ihr seitlich herunter, berührte beinahe ihre rechte Schulter. Das braune Haar hing in strähnigen Locken herab. Für diese Gegend hatte sie einen erstaunlich dunklen Teint. Die Wirkung des Mittels ließ langsam nach. Seine Miene verfinsterte sich. Der Entführer griff nach einem Fläschchen in seinem Rucksack. Das Gepäckstück lehnte unverändert an einem abgestorbenen Baum.

Miras Blicke folgten ihm stumm. Sie lag im Schatten der Bäume. Abseits der Gefangenen. Sie tat ihm leid, weil er sie zurückgelassen hatte, um auf das Gepäck zu achten.

Er wandte sich wieder dem Mädchen zu. Vor ihr kniend öffnete er den Verschluss des Fläschchens und hielt ihr die Öffnung des bräunlichen Gefäßes unter die Nase.

»Es ist nun an der Zeit, dich zu wecken.«

Vernichtendes Feuer

Ferodil

Die Bewusstlose begann sich langsam zu regen. Ihr Entführer wusste, dass es etwas dauern würde, bis sie die Augen öffnen und wieder ungetrübt sehen konnte. So kannte er es von jedem seiner Opfer. Mal ging es schneller, mal dauerte es etwas länger.

Er wartete ab, beobachtete sie. Das Mädchen begann, ihre Augenlider zu bewegen.

Er wandte sich von ihr ab, um das Treiben im Dorf zu beobachten.

Sie im Auge zu behalten, empfand er als nicht mehr notwendig.

An ihren Bewegungen hörte er deutlich, wie die Betäubung langsam nachließ. Nach kurzer Zeit der Benommenheit erwachte sie vollends. Die Geräusche in seinem Rücken verrieten es ihm.

Sie versuchte sich zu befreien, doch jedweder Versuch blieb zum Scheitern verurteilt. Sie konnte nicht fliehen. Seine Fesseln hielten immer. So auch an diesem Tag.

Sein dunkelgrüner Umhang umhüllte seinen Körper. Die tief ins Gesicht gezogene Kapuze tauchte sein Antlitz in dunkle Schatten. Er gewährte ihr nur den Blick auf seine Rückseite.

»Ich weiß, dass du dich vor mir fürchtest. Unser Aufeinandertreffen habe ich mir beileibe anders vorgestellt. Dennoch blieb mir keine Wahl, als dich an diesen Ort zu verschleppen.«

Mit der Hand deutete er in Richtung des Dorfes.

Mindestens dreißig bewaffnete Männer in Kettenhemden, teils sogar beritten, hielten dort unten die Bewohner in Schach.

Das Mädchen regte sich. Es schabte an der Rinde des Baumes. Der Knebel verschluckte jedes Wort, das sie hindurchzupressen versuchte.

»Du wirst es vermutlich nicht gern sehen. Doch du sollst lernen, den wahren Feind zu fürchten. Er lauert dort unten in deinem Dorf und nicht hier auf dem Hügel.«

Mit forschendem Blick verschaffte er sich einen Überblick über die Lage, ließ dem Mädchen etwas Zeit, das Ausmaß des Überfalls zu erfassen.

Einige der Behausungen brannten. Dunkler Rauch stieg in den Himmel hinauf. Der Wind trug ihn als warnendes Symbol in die Welt hinaus. Von hier aus sahen die kleinen Hütten noch weniger beeindruckend aus, wie er fand. Ein typisches Menschendorf dieser Gegend lag vor ihm. Nicht mehr und nicht weniger. Nichts, worin er auch nur eine Nacht verbringen wollte. Die Rauchschwaden und die Soldaten ließen das Dorf noch ungastlicher erscheinen.

Trotz der Entfernung erkannte er, dass Verwundete und Tote auf dem Boden lagen. Sämtliche Bewohner versammelten sich in der Mitte auf einer freien Fläche. Die Angreifer umringten sie mit Armbrüsten und gezogenen Schwertern. Wer sich nicht dort befand, lag reglos in den Gassen.

»Schwer Bewaffnete gegen Kinder, Frauen und Alte. Sie schrecken vor nichts zurück. Siehst du? Schau es dir genau an!«

Aus einer Hütte kam gerade noch ein Soldat spaziert.

Hinter Ferodil knarzte das Seil. Ein angestregtes Stöhnen drang durch den Knebel. Der Strick rieb unaufhörlich über die Kiefernrinde.

»Es tut mir leid, dass wir uns auf diese Weise kennenlernen müssen«, sagte er mit einem ernstgemeinten Bedauern in der Stimme und drehte sich zu ihr, sah in ein errötetes Gesicht.

Direkt neben dem Mädchen hockte er sich hin und beobachtete weiter das Geschehen im Dorf.

»Mein Name ist Ferodil.«

Seinen fremdländischen Akzent vermochte er nicht zu verbergen. Die Sprache der Menschen beherrschte er recht gut nach all seinen Reisen. Dennoch, wie seine Muttersprache würde sie auch in tausend Jahren nicht klingen.

Er spürte ihren angsterfüllten Blick, der zu ihm herüberschielte. Auch eine gehörige Portion Wut schwappte aus ihren braunen Augen. Eine gefährliche Mischung. Ferodil schlug die Kapuze zurück. Der Stoff gab sein Gesicht, seine spitzen Elfenohren und sein langes blondes Haar, welches er zu einem Zopf gebunden trug, für die Augen des Mädchens frei.

Sie versuchte zurückzuweichen. Der Baum und die Fesseln hinderten sie daran.

Ihre Augen spiegelten Angst und gleichzeitig auch ihr Erstaunen wider. Zumindest wenn er es richtig deutete. Wieder versuchte sie etwas zu sagen. Wieder ließ es der Knebel nicht zu.

Der Elf beschloss, dies vorerst so zu belassen.

»Siehst du die Reiter und Fußsoldaten?« Selbst an ihrem entfernten Aussichtspunkt konnte man die Anspannung spüren, die dort unten in der Luft lag.

»Dies sind die Soldaten des Königs aus dem Süden. König Hennrich der Dritte lautet sein Name. Manche nennen ihn auch den Eroberer oder den Tapferen. Mit seiner Armee im Rücken wäre jeder Mensch tapfer, glaube mir.« In Ferodils Stimme schwang seine Verachtung mit. Seine Miene verzog sich zu einer grimmigen Fratze.

»Du erkennst seine Soldaten an dem blauen Banner mit dem gelben Sonnensymbol darauf.«

Eine kurze Pause sollte seine Worte wirken lassen. Sie sollte sich die Banner gut einprägen.

»Siehst du den Mann mit dem weißen Gewand, in der Mitte des Platzes?« Seine eisblauen Augen schauten in ihr verschwitztes Gesicht. Sie nickte leicht.

Den Mann konnte man wahrhaftig nicht übersehen. Er versteckte sich zwar hinter den Soldaten, aber er redete auf die Leute ein. Ferodil erkannte es deutlich an dessen Gesten, auch wenn seine Worte nicht den weiten Weg zum Hügel hinauffanden.

»Das ist einer, der sich Priester nennt. Ein selbsternannter Vertreter des Einen Gottes auf Erden. Dieser seltsame Glaube verbietet jegliche Form von Hexerei oder Magie, den Glauben an andere Götter und noch vieles mehr, was euch Odengarder ausmacht.«

Er sog die Luft tief ein und fuhr mit Bitterkeit in seiner Stimme fort: »Die Zeiten der Heiler und Kräuterkundigen sind vorbei. Elfen und Zwerge sind längst aus deinem Land verschwunden und allmählich schwindet auch sämtliche Magie. Ich werde deshalb Odengard verlassen, so schnell ich kann.« Seine Augen verengten sich und fixierten sie.
»Mit dir gemeinsam!«

Sie zerrte wieder an ihren Fesseln. Daher beeilte Ferodil sich hinzuzufügen: »Keine Angst, du hast selbst die Wahl,

ob du mitkommen möchtest oder stattdessen lieber zurück in dein Dorf gehst.«

Du wirst mitkommen, ob du willst oder nicht. Darüber gibt es keine Diskussion! Dein Können ist für mich von unermesslichem Wert. Es gibt nicht mehr viele Menschen deiner Art.

»Es liegt an dir«, fügte er, um einen freundlichen Tonfall bemüht, hinzu.

Er schaute wieder hinunter zum gestürmten Dorf. Gestürmt erschien ihm angesichts der Kräfteverhältnisse schon fast übertrieben. Viele der jungen Männer waren anscheinend Adolar in den Krieg gefolgt. Nur das Schicksal wusste, ob sie je ins Dorf zurückkommen würden.

Die verbliebenen Bewohner schienen nicht viel Gegenwehr geleistet zu haben. Selbst für Ferodil kam der morgendliche Angriff einigermaßen überraschend. Die Südländer traten um einige Tage früher auf den Plan, als er es erwartet hatte.

»Hier wirst du nirgendwo mehr sicher sein, Menschentochter. Die Anzahl der Männer dort unten verrät mir, dass sie entweder Angst vor jemandem haben oder schlicht ihre Macht demonstrieren wollen. Muss ich Angst vor dir haben?«

Er sah ihr direkt in ihre Rehaugen. Sein elfischer Blick durchbohrte sie. Furcht verspürte er nicht.

»Du ahnst nicht im Geringsten, welche Kräfte in dir schlummern. Habe ich recht?«

Ihr irritiertes Kopfschütteln und der fragende Blick genügten ihm als Antwort.

»Wirklich schade. Dabei wäre es von Vorteil, wenn du deine Fähigkeiten zumindest ein wenig beherrschen würdest. Der Weg ist lang und ganz sicher nicht ohne Gefahren.

Etwas Zauberkunst hätte da nicht schaden können. Nun, sei es drum.«

Innerlich fluchte Ferodil. Es sollte einfach nicht sein Tag werden. Erst die Soldaten, die viel früher kamen, als er es erwartet hatte, dann das im Waldesgrün auffällige rote Kleid des Mädchens und nun wusste sie nicht einmal, welche Macht sie besaß.

Ferodil grinste das Mädchen an, in der Hoffnung, vertrauenswürdig zu wirken. Fast schien es, als wollte sie müde zurückgrinsen. Doch der Stoff vor ihrem Mund verbarg ihre Lippen.

Sie starrte wie gebannt auf das Dorf.

Denn plötzlich kam Bewegung in das Geschehen dort unten. Ein paar blaugewandete Männer begannen einen Pfahl in den Boden zu treiben. Einige andere von ihnen stapelten Feuerholz und Reisig rundherum. Dazu mengten sie etwas Stroh unter.

Kaum stand das Konstrukt, erteilte der Priester gestenreich Befehle. Einer der Soldaten gab sie an die anderen weiter. Dieser Kerl stach aus der Menge heraus. Im Gegensatz zu den anderen Kämpfern trug er einen langen blauen Umhang, der, so Ferodils Augen ihn nicht täuschen, wohl bis zum Boden reichen musste. Seinen Helm zierte ein blauer Federschmuck. Er glitt aus dem Sattel. Die Zügel seines Rappen drückte er einem der nahestehenden Fußsoldaten in die Hand.

»Der da muss ihr Anführer sein.«

Der Kerl bellte Befehle, deren Befolgung nicht lange auf sich warten ließ. Die Bewaffneten drängten die Dorfbewohner mit Waffengewalt und Fausthieben in Richtung des Holzhaufens. Am Rand des Platzes schufen sie eine Gasse zwischen der Menschenansammlung und den Bauten. Kurz

darauf eilten zwei der Bewaffneten zu einem Haus. Es befand sich in der Nähe der Holzpalisade.

Das Mädchen neben ihm konnte nicht wissen, was passieren würde, doch ihre aufgerissenen Augen verrieten Ferodil, dass sie nichts Gutes ahnte. Zu Recht, wie er aus Erzählungen wusste.

Zwei Schergen entfernten einen vor der Tür verkeilten Holzbalken und zerrten ein altes Weib aus der Hütte. Aus der Hütte, in der das Mädchen neben ihm bis heute Morgen noch selbst gelebt hatte und aufgewachsen war. Es handelte sich um die Hütte der Dorfheilerin und Kräuterkundigen. Der Elf erinnerte sich, wie er das Mädchen und die Alte beim Aufhängen von Heilkräutern beobachtet hatte. Sie scherzten und lachten gemeinsam während der Arbeit.

Die Männer schleppten die alte Frau in Richtung des Pfahles auf dem Dorfplatz. Das Kräuterweib zeterte und wehrte sich nach Leibeskräften. Doch gegen die starken Krieger fand sie keine Möglichkeit, sich zu befreien. Erbarmungslos ketteten sie die lauthals protestierende Frau an den Pfahl. In eine ähnliche Position, wie das Mädchen gerade hier saß, wie Ferodil bemerkte.

Das hatte er so nicht beabsichtigt.

Der Elf ärgerte sich.

Sie musste sich genauso fühlen wie die Todgeweihte auf dem Dorfplatz. Ferodil entschied sich, sie die ganze Grausamkeit der Menschen auf diese Weise am eigenen Leib spüren zu lassen.

Der Priester redete auf alles und jeden im Dorf ein. Ferodil verstand kein Wort. Die Entfernung machte es seinem feinen Gehör unmöglich. Ohne Unterlass prasselten die Worte des Kuttenträgers auf die Bewohner ein. Er zeigte dabei immer wieder in Richtung des Pfahles. Letztlich

richtete sich seine Predigt an das alte Weib. Im Dorf herrschte Stille, abgesehen vom Gerede des Priesters.

Kurz bevor dieser zum Ende seiner Rede gelangte, kam Bewegung in die Bevölkerung. Es sah aus wie ein Protest, ein Aufbegehren. Doch die Soldaten antworteten mit ein paar Faustschlägen und harten Schwertknaufhieben. Binnen kurzer Zeit beherrschten sie die Lage wieder.

Das Aufbegehren seiner gefesselten Begleitung jedoch nicht, wie Ferodil feststellte. Ihre Gesichtsfarbe konkurrierte mit der Morgenröte.

»Zum Glück habe ich dich noch nicht befreit. Du scheinst mir kämpferischer, als du aussiehst. Trotz deiner zierlichen Gestalt. Doch das würde dir für den Moment nur den sicheren Tod bescheren. Auch wenn ich dich gut verstehen kann. Du darfst jetzt nicht schreien!«

Erste Tränen rannen dem Mädchen über die Wangen und verfangen sich im Knebeltuch. Der um den Kopf gewundene Stoff sog die salzige Flut auf, bevor sie aufs Kleid tropfen konnte.

Auch Ferodil, der skrupellose Jäger, konnte nur schweigend verfolgen, was dort unten vor sich ging. Er selbst scheute sich nicht davor, zu töten. Doch er nahm seinen Opfern den Atem, um selbst zu überleben oder um seine Aufträge zu erfüllen. Niemals aber tötete er seine Gegner unter unnötigen Schmerzen. Diese Soldaten allerdings schienen es fast aus purem Vergnügen zu tun. Er ballte eine Faust.

Widerlich! Das hat nichts mit Ehre zu tun.

Der Mann mit dem Umhang griff sich eine Fackel, ging auf dem Platz umher, präsentierte das brennende Holz für alle Anwesenden deutlich sichtbar. Er sprach ein paar Sätze, bevor er den Haufen aus Holz, Stroh und Reisig ent-

zündete, auf dem die Alte gebannt und angekettet auf ihr Schicksal wartete.

Die Heilerin wand sich am Pfahl hin und her, als das Fackelfeuer auf den Haufen übergriff. Hoffnungslose Versuche, den züngelnden Flammen zu entkommen. Es war aussichtslos. Sie schrie um Hilfe. Das konnten seine Elfenohren bis hier oben hören. Doch niemand konnte ihr helfen.

Ihre Überzahl wussten die Dorfbewohner nicht in einen Vorteil umzusetzen. Ihnen fehlte es an Kämpfern und Waffen. Starr vor Angst blieb ihnen nichts Anderes übrig, als dem schrecklichen Treiben beizuwohnen.

Ferodil sah keinen Weg, durch sein eigenes Eingreifen die Soldaten zu besiegen. Selbst wenn er dieses überaus hohe Risiko hätte eingehen wollen. Im Dorf befanden sich zu viele Soldaten und er käme ohnehin zu spät dort unten an, um das Leben des Menschenweibs noch retten zu können.

Er löste seinen Blick vom Dorfgeschehen und wandte sich zum Mädchen neben ihm um.

Die Verzweiflung stand ihr ins Gesicht geschrieben. Aus roten Augen starrte sie gen Dorfplatz. In Sturzfluten rannen ihr die Tränen übers Antlitz. Ihre Schreibversuche verschluckte der Knebel so unerbittlich, wie das Feuer rings um den Hexenpfahl tobte. Das Mädchen zappelte wild und versuchte sich zu befreien. Die Fesseln hielten sie fest, wie kräftige Pranken. Das Verhalten der Gefesselten glich dem der Alten im Dorf, nur dass sie nicht in Flammen stand und keinen Schmerzensschrei zu ihren Göttern fahren ließ.

Ein brenzlicher Geruch stieg dem Elfen in die Nase, der nicht aus dem Dorf kam. Worüber er sich wunderte. Aber ringsum konnte er keine Flammen erkennen. Spielte ihm

seine Fantasie gerade einen Streich, weil die beiden Frauen ähnliche Qualen erleiden mussten?

»Du wünschst dir, ich würde die Fesseln zerschneiden, nicht wahr? Ich kann es dir nicht verübeln. Mich würde es auch äußerst zornig machen, wenn ich du wäre. Den Gefallen kann ich dir aber leider nicht tun.«

Das Feuer entzündete das armselige Kleid der alten Frau.

»Selbst die Sonne verkriecht sich hinter einer Wolke, um dem Schauerspiel nicht beiwohnen zu müssen«, murmelte Ferodil.

Trotz der Entfernung konnte er die Qualen der Brennenden hören. Schreie, die auch er nicht so schnell vergessen würde.

Die Wächter zwangen die Dorfbewohner mit gezogenen Schwertern, an Ort und Stelle auszuharren, das makabre Schauspiel bis zum Ende mitanzusehen.

Einen Tod wie diesen werde ich für mich zu verhindern wissen, schwor er sich stumm, und tastete nach dem Messer an seinem Gürtel, um zu prüfen, ob es sich an Ort und Stelle befand.

Es dauerte nicht lange, bis die Alte am Pfahl erschlaffte. Die Flammen vollendeten unvermindert ihr gefräßiges Treiben.

Die Menschentochter weinte bitterlich und schluchzte in den von Speichel und Tränen durchnässten Knebel. Die Zornesröte in ihrem Gesicht verschwand und wechselte in ein milchiges Weiß, wie er es von den Hauern der Orks kannte.

Ferodil legte ihr eine Hand auf die Schulter und flüsterte: »Auch wenn du mir nicht glauben magst. Ich kann verstehen, was in dir vorgeht. Wie sie dich innerlich zerreißen,

die Wut und die Trauer. Ich kenne dieses Gefühl nur zu gut. Bedauerlicherweise.«

Bei den letzten Worten klang eine tiefe Bitterkeit in seiner Stimme mit. Sein Blick senkte sich zu Boden. Alte Erinnerungen stürmten in seinen Kopf wie ungebetene Gäste. Grausame Bilder seiner Vergangenheit huschten an seinem inneren Auge vorbei, um ihn zu quälen. Er vermochte die vergehende Zeit in diesem Augenblick nicht mehr einzuschätzen. Bilder, die er am liebsten vergessen oder gar rückgängig machen wollte. Seine Rechte bildete wie von selbst eine zitternde Faust. Seine Erinnerungen ließen ihn viele düstere Zeiten in kurzer Abfolge ein weiteres Mal erleben. Mit Mühe zwang er sich zurück ins Hier und Jetzt.

Stumm beobachtete er die grausige Szenerie bis zum Ende. Soldaten trieben die Bewohner in die verbliebenen Behausungen zurück. Vom Gluthaufen zog eine dünne Rauchsäule gen Wolkenhimmel.

Er beschloss, der Weinenden Zeit zu lassen. Zeit, sich die schrecklichen Bilder einzuprägen, aber auch Zeit, um sich von der alten Frau in gewisser Weise zu verabschieden. Ihrer Trauer freien Lauf zu lassen. Ihm war bewusst, wen diese Barbaren da gerade verbrannt hatten. In welchem Verhältnis die Alte zu dem Mädchen stand.

Stille legte sich über den Ort. Der Priester und ein Großteil der Soldaten zogen sich gemeinsam mit ihrem Anführer aus dem Dorf zurück.

Ferodil hockte sich vor das Mädchen. Der Elf holte ein Tuch aus seiner Tasche und wischte ihr damit die tränenfeuchten Wangen, so gut es ging, trocken. Sie ließ es regungslos über sich ergehen. Ihre Augen starrten ins Leere. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis den gerade getrock-

neten Tränen keine weiteren mehr folgten und der schier unendliche Strom versiegte.

Trost zu spenden war noch nie meine Stärke. Doch heute wünsche ich, mein Einfühlungsvermögen reicht aus, um dich auf meine Seite zu ziehen.

Er sprach sie so vorsichtig, wie er nur konnte, an: »Du hast gesehen, was dort unten geschehen ist. Neben der Alten hättest du stehen sollen, wenn es nach denen gegangen wäre.«

Habe ich gerade Alte zu ihrer Ziehmutter gesagt?

»Willst du Rache für dieses grausame Verbrechen nehmen? Für den qualvollen Tod deiner Ziehmutter? Für all das Leid deiner Freunde und Nachbarn?«

Seine Augen fixierten die seines Gegenübers. Im dunklen Braun fand sich kein fröhlicher Glanz mehr, wie er ihn noch am Morgen aus seinem Versteck heraus betrachtet hatte.

Die Kleine zeigte kaum eine Regung. Lediglich ihre Augenlider zogen sich wütend zusammen. Ein Blick, der hätte tödlich werden können, wenn die Gerüchte über ihre Talente tatsächlich stimmten. In diesem Augenblick stimmte es den Elfen froh, sie ohne einen Hauch einer Ahnung bezüglich ihrer Kräfte vorgefunden zu haben.

»Du wirst deine Rache bekommen, wenn es so weit ist. Doch hier und jetzt ist weder der richtige Ort noch die richtige Zeit dafür. Das wird dir hoffentlich irgendwann bewusst, selbst wenn dein Hass dir im Moment etwas Anderes sagt. Sei ehrlich zu dir!«, forderte Ferodil und packte sie an den Schultern, als Versuch, sie aus ihrer Lethargie zu befreien.

»Du hast doch gesehen, wie keiner deiner Freunde im Stande war, etwas dagegen zu unternehmen. Trotz der

Überzahl eurer Leute. Du könntest nichts ausrichten. Selbst wenn ich dir helfen würde.«

Seine Worte erschienen ihm selbst erbärmlich.

»Du musst mir vertrauen, wenn du überleben willst!«

Ihre Augen wanderten ruckartig vom Dorfgeschehen, welches sein Oberkörper ohnehin verdeckte, geradewegs in sein Gesicht. Ein grimmiges Augenpaar starrte ihn an.

»Gut so«, fuhr er fort und freute sich, ihre volle Aufmerksamkeit zu bekommen.

Jetzt bloß kein falsches Wort!

»Schau mich an und höre mir genau zu. Du hast selbst gesehen, in welcher Gefahr du im Dorf schwebst. Mich würde es nicht verwundern, wenn sie deine Nachbarn befragen.« Ferodil betonte das letzte Wort auf eine Art und Weise, die nichts Gutes verhieß. »Schon bald werden sie von dir wissen und nach dir suchen.«

Der Elf machte eine Pause, versuchte in ihrem Gesichtsausdruck zu lesen, ob sie ihn verstand. »Es ist ein langer Weg und wir müssen uns gegenseitig vertrauen können, wenn wir beide lebendig ankommen wollen. Damit du später zurückkehren und Rache nehmen kannst. Kann ich dir vertrauen?«

Ihre verheulten Augen deuteten ein unschlüssiges Nicken an. Wut und Trauer standen ihr noch immer ins Gesicht geschrieben. Sie prangten darin wie fett geschriebene einzelne Worte in einem aufgeschlagenen Buch.

»Als Zeichen meines Vertrauens verrate ich dir, dass ich beabsichtige, mit dir in meine Heimat, nach Mytlaghyr, zu gehen. Mehr kann ich dir, um unserer beider Sicherheit wegen, nicht verraten. Zumindest für den Moment nicht.«

Ihr Antlitz offenbarte ihr Erschrecken.

Ferodil wusste, dass die meisten Menschen seine Heimat nur aus übertriebenen Geschichten kannten. Jedes Mal, wenn er eine ihm bekannte hörte, wurde noch etwas Spektakuläreres hinzugedichtet. Keine der Geschichten und Sagen entsprach der Wahrheit und doch glaubten die Menschen an sie.

»Du musst dich nicht fürchten, egal, was man dir erzählt hat. Wir gehen deutlich freundlicher mit Menschen um als diese barbarischen Gottesanbeter.«

Seine Hand strich ihr über die Locken.

»Als weiteres Zeichen meines Vertrauens werde ich dich sogleich losbinden. Ich nehme an, deine Sitzhaltung ist sicherlich nicht sonderlich bequem, stimmt's?«

Sie nickte schüchtern.

»Doch vorher möchte ich dir noch jemanden vorstellen. Sie wird uns auf unserer Reise begleiten. Sie ist ein bisschen anders als wir. Ja, anders trifft es am besten. Doch ihr Schicksal ist mit meinem eng verwoben und sie ist meine treueste Begleiterin. Ich fürchte, dass du dich arg erschrecken könntest und dir ein Angstschrei über die Lippen kommt.« Prüfend schaute Ferodil seine Gefangene an.

»Die Aufmerksamkeit der Soldaten möchten wir doch beide nicht erwecken, oder?«

Sie nickte.

»Daher bitte ich dich um Verständnis, dass ich dich erst befreie, wenn ich sicher sein kann, dass du ruhig bleibst.«

Er wartete gar nicht erst auf eine Antwort auf seine Frage, sondern wies sie einfach an: »Schließ deine Augen und öffne sie erst, wenn ich es dir sage.«

Sie zögerte.

»Vertraust du mir nicht?«

Nach einem weiteren Moment des Zögerns schlossen sich ihre Augenlider.

Ein Schrecken vor Augen

Lisbee

Für einen Augenblick herrschte absolute Stille. Kein Laut störte den Frieden des Waldes. Kein Vogel sang in den Baumwipfeln und Büschen um sie herum.

Lisbee spürte warmen Atem auf ihrer Haut. Der Dunst toten Fleisches drang in ihre Nase. *Ihr Götter, lasst es einen Scherz dieses Elfen sein.*

Des Elfen Stimme erklang: »Du kannst die Augen öffnen.«

Bernsteinfarbene Augen funkelten Lisbee an. Sie erschrak so sehr, dass sie es fertigbrachte, sich trotz der Fesseln am Stamm entlang kratzend auf die Beine zu stellen. Die Rinde ritzte ihr feine Risse in die Schulterblätter. Sie bemerkte sie nicht. Dem Wesen vor ihr galt all ihre Aufmerksamkeit.

Ihre Hände ballten sich zu Fäusten, als ob sie vergaßen, dass sie wehrlos und gefesselt um den Baum geschlungen lagen. Glücklicherweise trug sie noch den Knebel. Dumpfe Laute hallten über die Lichtung. Ungläubig starrte Lisbee auf den viel zu großen, schwarzen Wolf. Völlig ungerührt saß dieses Monstrum zu ihren Füßen und legte den Kopf schief.

»Schhh ... hab keine Angst«, hörte sie eine seit kurzem bekannte Stimme und schielte nach rechts, wo dieser Ferodil stand.

»Darf ich vorstellen? Das ist Miranee. Sie ist ein Schattenwolf. Ich sagte dir bereits, sie ist ein bisschen anders als du und ich. Dennoch wird sie uns auf unserer Reise

begleiten. Miranee wird dir nichts antun, wenn du ihr keinen Grund dafür gibst. Im Gegenteil, Mira wird dich beschützen, wenn es sein muss. Du bist jetzt Teil ihres Rudels, dessen Anführer ich bin. Also folge mir und dir wird kein Leid geschehen.« Er sprach, als wäre es das Normalste auf der weiten Welt, mit einem riesigen Wolf zu reisen.

»Mira, vielleicht fürchtet sich das Mädchen etwas weniger, wenn du ein paar Schritte zurückgehst.«

Die Wölfin wich von Lisbee zurück und ließ sich neben Ferodil auf dem weichen Boden nieder. Er tätschelte ihren Kopf, als sei sie ein zahmer Hund.

»Siehst du? Sie tut dir nichts. Sonst hätte sie dich doch schon längst zerfleischen können. Oder? Es gibt keinen Grund, dich zu fürchten.«

Lisbee fühlte sich von den Pupillen der Wölfin von oben bis unten gemustert. So als wollte das mächtige Tier abschätzen, wie viele Mahlzeiten sie wohl aus ihr herausbekam. Oder ob ihr schlanker Mädchenleib überhaupt für mehrere Tage ausreichte.

Verbissen drückte sie ihren Rücken gegen die Rinde und erstarrte dabei zusehends in ihrer Unfähigkeit, sich aus ihren Fesseln zu befreien, um vor der Bestie davonlaufen zu können.

»Ich mache dich jetzt los, wenn du mir versprichst, nicht wegzulaufen und still zu sein. Vergiss nicht – dein Leben hängt davon ab, nicht entdeckt zu werden von diesen Monstern dort unten.«

Lisbee nickte zustimmend, obwohl sie noch immer überlegte, die Beine in die Hand und Reißaus zu nehmen. Ihre Augen klebten förmlich an der Wölfin und wollten sich nicht lösen, da sie jederzeit mit einem Angriff rechnete. Der Elf nahm ihr zunächst den Knebel ab. Sie holte tief Luft. Es

fühlte sich befreiend an, wieder in vollen Zügen atmen zu dürfen.

Ihr Atem ging angesichts des Schreckens noch immer flach und schnell. Während er um die Kiefer herumging, fragte Ferodil bereits: »Wie heißt du, Menschenkind?«

Zögerlich kam ihre Antwort aus dem Mund gekrochen: »Lisbee ... ich heiße Lisbee.«

Sie ließ die Wölfin nicht aus den Augen. Weglaufen bedeutete schon wegen dieser ungewöhnlichen Reisebegleitung ihren sicheren Tod. Das dämmerte ihr so langsam. Das Tier konnte sie mit seinen langen Läufen einholen und zur Strecke bringen, bevor sie selbst überhaupt dreißig Schritte weit kam.

Ursprünglich beabsichtigte sie, nach dem, was sie heute ansehen musste, nicht zu fliehen. Lisbee sah ein, dass sie in Schmalwasser nicht mehr sicher war, aber in Begleitung eines Schattenwolfes konnte es unmöglich ungefährlicher sein.

Sobald sich eine Gelegenheit bietet, werde ich das Weite suchen. Ich muss nur abwarten.

Lisbee rieb ihre schmerzenden Handgelenke. Abschürfungen zeigten ihr deutlich, an welchen Stellen die Seile sie gehalten hatten.

Sie ging noch ein paar Schritte zur Seite, versuchte Abstand zwischen sich und die riesige Wölfin zu bringen. Sämtliche Härchen ihres Körpers standen ihr zu Berge.

Noch mochte das Ungetüm da friedlich liegen. Nur die Götter wussten, was in dessen Kopf wohl vorgehen mochte. Vielleicht würde diese Miranee sie schon im nächsten Moment doch als leckeren Happen betrachten, fürchtete das Mädchen. Was wusste sie schon über Schattenwölfe? Nichts! Aber sie kannte gewöhnliche Wölfe. Na ja, zumindest

wusste sie über diese ein bisschen Bescheid. Begegnet war sie zum Glück noch keinem.

Das Wort Schatten im Namen verhiess jedenfalls keine freundlichere Verhaltensweise.

Warum konnte der Elf sie wie einen zahmen Schoßhund streicheln? Warum gehorchte sie ihm aufs Wort?

Ferodils Worte rissen sie aus ihren Gedankengängen.

»Wir bleiben heute Nacht hier und brechen morgen in aller Frühe auf. Du musst dich ausruhen und von dem Schrecken erholen. Setz dich zu mir und iss etwas. Du musst doch hungrig sein!«

Seine Vermutung stimmte. Lisbee bemerkte das Grollen in ihrem Magen. Eigentlich sollte sie pünktlich zum Frühstück wieder bei Cynthia sein, wie auch sonst jeden Tag. Doch daraus sollte am heutigen Morgen nichts werden. Daraus würde nie wieder etwas werden. Sie schluckte.

Die Sonne strahlte nun schon weit aus dem Westen gen Erde.

Der Elf holte etwas kalten Braten aus seinem Rucksack und teilte ihn auf. Ein Stück gab er Miranee, eines legte er auf seinen Schoß und eines hielt er Lisbee entgegen.

Sie zögerte, doch setzte sich schließlich in der Hoffnung, dass die Wölfin liegen blieb. Ihr Hunger siegte über ihre Angst vor dem großen Raubtier. Immerhin verdeckte der Elf ihre Sicht auf die fingerlangen Eckzähne der Wölfin.

Kraftvoll biss Lisbee ein Stück Fleisch ab. Es schmeckte anders als sie es kannte, aber dennoch nicht übel.

»Ist das Hase?« Sie sprach, während sie kaute.

»Nein, Kaninchen«, sah Ferodil sie an und verzog keine Miene. Doch Lisbee stand der Sinn nicht nach Scherzen. Nicht nachdem alles, was ihr wichtig war, aus ihrem Leben gerissen wurde. »Es ist leider nicht viel, aber besser als

nichts. Wenn du magst, habe ich noch ein paar Äpfel im Gepäck.«

Sie nickte dankbar und schluckte hastig das kalte Fleisch herunter. Der Elf reichte ihr einen Trinkschlauch. Lisbees Kehle verlangte danach, befeuchtet zu werden. Gierig trank sie einen kräftigen Schluck des Wassers.

»Das ist von nun an deiner. Fülle ihn, so oft du kannst, damit du immer genug zum Trinken hast. Womöglich werden wir nicht überall Wasserstellen vorfinden. Also teile ihn dir gut ein.«

Mit der Linken ergriff er einen zweiten Schlauch und nahm einen großen Schluck daraus.

»Es wird eine kalte Nacht werden.« Ferodil reichte ihr eine Decke. »Deck dich gut zu, Lisbee. Ich möchte nicht, dass du dich erkältest. Leider können wir kein Feuer entzünden. Der helle Schein würde uns schon am ersten Tag unserer Reise an die Sonnenanbeter verraten.«

Das Mädchen tat wie ihr geheißend und warf sich die Decke über die Schultern. Samtig weich schmiegte sie sich an ihren Körper, bedeckte ihre freien Schultern.

»Nicht unbedingt die beste Reisekleidung«, deutete sie an sich hinab. »Andererseits kam auch alles etwas zu überraschend.«

Ferodil nickte.

»Mira wird auf uns aufpassen. Wir sollten uns schlafen legen. Sie hat bereits am Tage geruht, als ich dich geholt ...«, er stockte, »... gerettet habe, meine ich. Eure Sprache liegt mir nicht so gut. Bitte verzeih mir.«

Der Elf täschelte den Kopf der Wölfin. »Eine bessere Wache als meine Miranee kannst du dir des Nachts nicht wünschen. Ihr entgeht nichts. Keine Maus könnte unbedmerkt durch unser Lager tippeln.«

Die Sonne stand inzwischen tief. Der Himmel verfärbte sich in allen erdenklichen Rottönen. Doch Lisbee bewunderte das Naturschauspiel nicht, so wie sie es sonst gerne tat.

Zu viele Gedanken kreisten durch ihren Kopf. Der vergangene Tag verlief so völlig anders als alle anderen. Ihr Herz verlangte über die Geschehnisse zu sprechen. Es mangelte Lisbee aber an Vertrauen zu ihrem elfischen Retter. Irgendetwas an ihm erschien ihr seltsam. Ganz zu schweigen von der ungewöhnlichen Begleitung. Sie vermochte es nicht zu benennen, woran sie sich störte. Es handelte sich nur um ein unbestimmtes Gefühl.

Er hat mich gerettet, aber warum nur mich und nicht uns alle? Cynthia könnte noch am Leben sein, anstatt so grausam gestorben zu sein.

Eine Träne stahl sich aus ihrem Augenwinkel. Sie wischte sie mit dem Handrücken ab und schniefte.

Was für Fähigkeiten meint er, die angeblich in mir schlummern sollen?

Ferodil legte sich ohne eine Decke auf den Waldboden und hüllte sich nur in seinen Umhang.

»Schlaf gut.«

Lisbee zog die Decke enger um ihre Schultern. Die Rinde eines Baumes schmerzte in ihrem Rücken.

Der Elf lag auf der Seite. Er atmete ruhig und gleichmäßig.

Lisbee rieb sich die Augen, traute sich nicht einzuschlafen. *Viel gefressen hat sie nicht*, beäugte sie die Wölfin. *Wahrscheinlich lauert das Biest nur darauf, dass ich die Augen schließe. Dann gibt es einen Happen leckeres Menschlein.*

Die Augenlider fielen ihr zu. Sie riss die Augen wieder auf. *Gut, sie sitzt noch da.*

Das Mondlicht verschwand hinter den Wolken. Auf der Lichtung schwand das Licht.

Erneut klappten Lisbees Augen zu. Sie riss sie wieder auf. Ihr Herz ging schneller. *Wo ist die Wölfin?*

Hektisch sah Lisbee sich um. Sie suchte die Dunkelheit ab. Ihr Rücken schmerzte. Sie ignorierte den Schmerz und drückte sich fester gegen den Baumstamm.

Bei den Göttern, da liegt sie ja.

Wieder verlor Lisbee den Kampf gegen ihre schweren Augenlider.

IMPRESSUM
1. Auflage 10/2021

© by Calvin Cozym
© by Hybrid Verlag, Westring 1, 66424 Homburg

Die Chroniken von Mytlaghyr - Hexenjagd

Autor: Calvin Cozym
Lektorat: Senta Hermann, Antonia Grafweg
Korrektorat: Johannes Eickhorst
Buchsatz: Rudolf Strohmeyer

ISBN Taschenbuch: 978-3-96741-117-1

www.hybridverlag.de
www.hybridverlagshop.de

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.
Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.